

(Nachdruck verboten.)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

Jeremias Petermann besaß so gut seinen Stolz wie seine Tochter, und dieser Stolz bestand darin, daß es in dem „blauen Engel“ keinen gebe über ihm. Im „blauen Engel“ da war er König, und die Leute mochten so vornehm oder gering sein wie sie wollten, in seinen Augen waren sie alle nur Gäste.

Der Groll Regine's, welcher den Maurer verschonen mußte, fiel auf Marie. Diese hatte indessen vor der Gestrengen zu zittern aufgehört. Sie selbst wußte nicht, wie das zunging; allein Regine's ungerechtes Walten machte keinen großen Eindruck mehr auf sie. Trieb es Regine zu arg, so brauchte Marie nur an den Abend zu denken, und sie war gestählt. Es befehlte sie das Gefühl, daß sie nicht mehr allein sei auf der Welt.

Was Mehring von Marie über ihre Vergangenheit erfuhr, brachte er durch Fragen heraus. Als er einmal den Damm durchbrochen hatte, da drängte die Flut reichlicher nach. Marie wunderte sich anfangs, daß sie so redselig sein könnte. Sie fühlte aber ihr Herz immer leichter, je mehr sie ihm von ihrer Vergangenheit erzählte, und sie las in den Augen des jungen Mannes immer denselben Anteil an allem, was sie ihm mitteilte. Er lachte sie nicht aus, als sie ihm erzählte, wie sie auch einmal einen Garten hätte haben wollen, und deshalb Blumen, die sie auf dem Feld gepflückt, in den Sand vor dem Hause gesteckt hätte, die sie dann am folgenden Morgen verwelkt oder von den Hühnern aus dem Boden gekraht fand. Er lachte noch weniger, als sie ihm eines Abends den Stern zeigte, den sie für ihre Mutter gehalten, bis sie bei dem Pfarrer in Altenbach zum Religionsunterricht gegangen war. Er sah lange und gedankenvoll zu dem Stern auf, es war die Venus, die wie eine kleine Sonne über den dunklen Berggipfeln strahlte. Auch ihm war dieser Stern oft ein Trostbringer gewesen. Der Stern hatte nächstens in seine Gefängniszelle geschienen, und der helle Glanz seinen Mut in der Haft aufrecht erhalten. Und sie sollen mich doch nicht unterkriegen, hatte er dann sich selbst zugerufen. In diesem Augenblicke wollte es ihn beschleichen, daß diese Stärkung wohl nicht ganz die rechte war, die er von droben hätte schöpfen sollen, und er stand nicht so aufrecht wie sonst neben der Kleinen Marie, in deren Augen sich jener Stern freundlich widerspiegelte.

Sie ist besser wie Du, murmelte er an diesem Abende auf dem Heimwege. Sie haben sie untergekrigt, sie haben immer auf ihr herumgetreten, und sie ist doch gut geblieben!

Es war nicht mehr der angenehme Ort allein, der ihn, sobald der Feierabendruf erschollen war, zum „blauen Engel“ hinauszog. War ihm früher unter den Bäumen droben wohl gewesen, so wurde ihm jetzt täglich wohlher. Er merkte ja, daß ihn Marie gern kommen sah. Ihr freundlicher Empfang war keine Verstellung. Er hätte es sonst wohl in seinem Mißtrauen herausgespiürt. Marie hätte sich, und wäre es auch durch das geringfügigste Zeichen, irgend einmal beraten müssen. Aber sie blieb immer dieselbe gegen ihn, nein sie zeigte deutlicher und deutlicher, daß er willkommen sei. Es ging keine Musik über den inneren Klang, mit dem sie ihm ein gutes Willkommen des schäumenden Trankes wünschte, den sie ihm brachte.

Ja, er war ihr willkommen, sie wußte wie man seine Ehre bemäkelte, und ihre Freundlichkeit sagte ihm, daß sie Regine keinen Glauben schenke. Er fühlte sich bei ihr so frei und unbefangen, wie zur Zeit, als er noch nicht in den falschen Verdacht geraten war. Nein er fühlte sich freier und wohlher. Ihm war, wie einem von schwerer Krankheit allmählich Genesenden. Marie hielt es für ihre Pflicht, das Unrecht, welches ihm Regine tat, durch ihr Benehmen wieder gut zu machen. Sie behandelte ihn mit einer aus dem Herzen kommenden Schonung, die auf seine Wunde wie Balsam wirkte.

Wenn der alte Lampe an den Brückenbau kam, dann sprach Mehring gewöhnlich von Marie mit ihm.

„Ich begreif's nicht,“ sagte er eines Tages zu dem Alten, „wie die Leute das Mädchen für dumm halten können. Aber die Menschen müssen einmal einen verlästern.“

„Ich will es Euch sagen,“ versetzte jener. „Es kommt daher, weil die Marie nichts versteht, was sie sich nicht auf ihre eigene Weise klar machen kann. Seht wie ich noch im Seminar war, da haben sie uns gar schön vorgepredigt, wie wir beim Lehren immer sein Achtung geben müßten auf die eigene Art der Kinder. Aber du mein Gott, wer kann das in der Schule? Und nachher im Leben, ja da muß der Arme springen wie die Andern pfeifen. Hab's auch lernen müssen, daß es just keine sanfte Melodie ist, die sie einem vorpfeifen.“

Der junge Geselle nickte beistimmend und der Alte lobte Marie. Es stecke etwas Gutes in ihrem Wesen, sonst wäre sie sicher bei der Wilder verkommen. Sie gleiche ihrer Mutter, die sei auch stets ordentlich und fleißig gewesen und hätte sich in ihrem Neuzern ebenso sauber gehalten. „Ihre Eltern,“ sagte er, „waren zwar arm, aber sie hatten immer ein Stück Brot für denjenigen, der noch ärmer war.“

„Die Marie läßt auch keinen Bettler leer aus dem Engel fortgehen, wenn sie etwas zu geben hat, und hat sie nichts, so hat sie doch ein freundlich-mitleidig Wort. Sie versteht eben das Elend.“

Gottlieb hörte den Alten gern in dieser Weise von dem Mädchen sprechen, und er vergalt es ihm durch manchen Krug Bier, wann sie in dem Garten des blauen Engels einander trafen. Das wußte ihm wiederum Marie in ihrem Innern Dank. Die Fäden, welche zwei Herzen allmählich aneinander knüpfen, sind feiner als das feinste Spinnengewebe. Das Auge sieht sie nicht, doch die Herzen finden sich gefesselt, ehe sie es ahnen.

Der Groll, mit dem Gottlieb bisher an seine Haft gedacht, wurde allmählich eingelulst. Er selbst hätte jetzt davon sprechen können und er fühlte das Bedürfnis, mit Marie davon zu reden. Nun schien es ihm ganz gerechtfertigt, daß er nicht mit Abel fortgewandert war. Die Leute draußen hätten freilich nicht gewußt, daß er einmal hinter Schloß und Riegel gefessen, allein er wußte jetzt, daß er den inneren Grimm darüber mit sich ins Grab genommen haben würde.

Es war aber nicht so leicht, selbst das Gespräch auf seine Haft zu bringen, als er geglaubt hatte, und als er eines Abends seinen Mut zusammensetzte, suchte Marie abzulenken. Sie wollte um feinetwillen nicht, daß er die kaum vernarbte Wunde wieder aufreißt. Er erschraf, der alte Argwohn, das alte Mißtrauen wollte wieder Macht über ihn gewinnen. Er sank in sich zusammen und sein Gesicht wurde totenblau. Marie stand betroffen dabei. Mit einem Ruck richtete er sich endlich wieder auf. Er mußte wissen, woran er war und sollte er auch zum letztenmal im blauen Engel gewesen sein. Ein kalter Schweiß trat ihm bei dem Gedanken auf die Stirn, daß er vielleicht nirgends Ruhe finden sollte vor der Meinung der Menschen.

„Marie,“ begann er mit dumpfer Stimme, „ich hab' Ihnen was zu sagen.“

Sie blickte ihn mit ängstlicher Spannung an und er fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ich hab's gehört, wie die Regine eines Abends über mich zu Ihnen sprach. Wie die Studenten hier waren, den Abend war's.“

„O,“ rief Marie, indem sie die Hände bittend faltete. Er wünschte sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn und erhob sich.

„Nein,“ sagte er mit Nachdruck, „ich hab' nicht gehört, aber ich hab's gehört, und Gott ist mein Zeuge: ich bin kein Dieb! und ich will wissen, ob Sie mir glauben.“

„Ja, Mehring, ich glaub' Ihnen,“ erwiderte Marie mit aufleuchtenden Augen.

„Bei Gott, Marie?“ fragte er kaum verständlich, indem er dem Mädchen durchdringend in die Augen schaute.

„Bei Gott!“ wiederholte sie mit dem Ausdruck der Treuherzigkeit, der jedes Mißtrauen entwasfnen mußte, und lebhaft setzte sie hinzu: „O gewiß, ich hab's nie geglaubt und ich hab's auch der Regine gesagt, daß es nicht wahr ist.“

Mehring sagte kein Wort, er drückte nur kräftig die beiden Hände des Mädchens, die er gefaßt hatte. In seinen Mienen suchte und arbeitete es heftig. Dann ließ er Mariens

Hände fahren und taumelte fast auf die Bank zurück, von der er zuvor aufgestanden war. Seine Brust wogte und zwei große Tränen rollten ihm über die braunen Wangen.

Marie trat näher zu ihm heran und sagte leise und bewegt: „Sie sollten es sich nicht so zu Herzen nehmen. Es kann keiner den Menschen wehren, daß sie Schlechtes reden, und nur wer selbst schlecht ist, der glaubt ihnen.“

„Ach, wenn Sie wüßten, wie's mich immer gestochen hat,“ murmelte Gottlieb tief aufatmend. „Und Sie haben's der Regine nicht geglaubt?“

Marie schüttelte den Kopf.

„Und Sie haben's der Regine gesagt?“ fragte er weiter.

„O, sie war so böse damals, und ich konnt' nicht gegen sie aufkommen,“ nickte Marie. „Sie ist ja auch die Herrschaft.“

(Fortsetzung folgt.)

Platin.

Bekanntlich bildet die Grundlage der chemischen Industrie die Schwefelsäure. Sie ist am billigsten von allen Säuren herzustellen und wird zu einem großen Teil dazu verwendet, andere Säuren aus ihren Salzen auszutreiben, so die Salzsäure aus Kochsalz und die Salpetersäure aus dem Chilisalpeter. Das Ausgangsmaterial bilden die Pyrite, Schwefeleisenerze, die durch Verbrennung — technisch „Kösten“ genannt — in Eisenoxyd und schweflige Säure übergehen. Schwefel selbst wird nur in geringer Menge noch auf Schwefelsäure verarbeitet. Die schweflige Säure ist allgemein wegen ihres stechenden Geruches bekannt, der beim Verbrennen von Schwefel (z. B. an den Schwefelhölzern) sich entwickelt. Die schweflige Säure entsteht also durch direkte Verbrennung von Schwefel oder schwefelhaltigen Erzen, wie der oben genannten Pyrite. Verbrennungen sind stets ein chemischer Vorgang, der darin besteht, daß sich der Luftsaurestoff mit dem „brennenden“ Körper verbindet. Verbrennt man z. B. Kohle, so entstehen Verbindungen von Kohle mit Sauerstoff und zwar bildet sich, wenn genügend Luft vorhanden ist, die ungefährliche Kohlendioxid. Bei Gegenwart von zu wenig Luft hingegen entsteht das so überaus giftige Kohlenoxyd, das schon so viel Unheil angerichtet hat. Man kann aus diesen Bildungsbedingungen von Kohlendioxid und Kohlenoxyd ohne weiteres schließen, daß im Falle des Kohlenoxyds sich weniger Sauerstoff mit der Kohle verbunden hat wie bei der Kohlendioxid. Und in der Tat hat die Untersuchung ergeben, daß die Kohlendioxid genau doppelt so viel Sauerstoff enthält, wie das Kohlenoxyd. Auch der Schwefel kann sich mit verschiedenen Mengen Sauerstoff verbinden. Verbrennt man ihn, wie schon gesagt, an der Luft, so bildet sich, ob viel oder wenig Luft zugegen ist, immer nur schweflige Säure. Aber die schweflige Säure kann unter bestimmten Verbindungen weiter verbrannt werden zu Schwefelsäure. Es entspricht also in gewisser Hinsicht die schweflige Säure dem Kohlenoxyd und die Schwefelsäure der Kohlendioxid. Nur ist es schwieriger und es bedarf einiger Kunstgriffe, um den Schwefel bis zur Schwefelsäure zu verbrennen. Wird die schweflige Säure mit überschüssiger Luft vermischt und mit Wasserdampf und etwas Salpetersäure behandelt bei Einhaltung gewisser Temperaturen, so geht sie völlig in Schwefelsäure über. Die Salpetersäure ist dabei unumgänglich nötig, indem sie gewissermaßen den Sauerstoff der Luft befähigt, sich nunmehr mit der schwefligen Säure zu Schwefelsäure zu verbinden. Nur ganz geringe Mengen Salpetersäure sind imstande, außerordentlich viel Schwefelsäure zu bilden. Diese Umkehrung zwischen Sauerstoff (aus der Luft) und schwefliger Säure bei Gegenwart von Salpetersäure fand und findet auch noch in den sogenannten Bleikammern statt, die darum einen äußerst wichtigen Platz in den chemischen Fabriken beanspruchten und durch jahrzehntelange Erfahrungen zu höchster Leistungsfähigkeit ausgebildet wurden. Aber ihre scheinbar unbefristete Stellung wurde von einem Konkurrenten untergraben, der sich jetzt an erste Stelle gesetzt hat, während die Bleikammern in den größten Fabriken schon völlig verschwunden sind und wohl in Wälder gänzlich der Geschichte angehören werden. Dieser Konkurrent war das Platin. Leitet man Luft und schweflige Säure durch eine Porzellanröhre hindurch, die auf etwa 300—400 Gr. C. erhitzt ist, so treten sie als Luft und schweflige Säure wieder aus. Bringt man aber in die Röhre Platin und leitet nun die Gase hindurch, so bilden sich beim Austritt aus der Röhre dicke weiße Nebel, die von Schwefelsäure herrühren, während der charakteristische Geruch der schwefligen Säure verschwunden ist. Das Platin findet sich unverändert in der Röhre wieder vor. Es hat also gewissermaßen nur durch seine Berührung mit den Gasen den Sauerstoff befähigt, sich mit der schwefligen Säure zu Schwefelsäure zu verbinden. Diese Wirkung des Platins nennt man Kontaktwirkung (= Berührungswirkung) und den Körper, der eine Kontaktwirkung herbeibringt, also in unserem Falle das Platin, einen Kontaktkörper, oder man nennt diese Wirkung eine katalytische Wirkung (aus dem Griechischen = auslösende, im Sinne von „eine Reaktion auslösende“) und den Vorgang selbst eine Katalyse. Da hierbei der Kontaktkörper selbst ganz unverändert bleibt, so war diese Wir-

kung eine fast rätselhafte und erst die allerneueste Zeit hat die Erklärung dafür gebracht. Wir kommen vielleicht später darauf zurück, da es uns hier von unserem eigentlichen Thema zu weit abbringen würde.

Diese Wirkung des Platins wurde von dem vor einiger Zeit verstorbenen Professor der Bergakademie in Freiberg in Sachsen, Clemens Winkler, im Jahre 1875 entdeckt, aber es bedurfte langer, intensiver Arbeit, um dieses Verfahren für den Fabrikbetrieb brauchbar zu machen. Inzwischen entdeckte man noch andere Körper, die ein ähnliches Verhalten zeigten, so daß heute der Kampf zwischen Bleikammern und dem Kontaktverfahren, wie schon erwähnt, zugunsten des letzteren entschieden ist. Das Platin zeigte auch sonst merkwürdige Eigenschaften. Die Gasflammenzünder enthalten nämlich als wesentlichen Bestandteil Platin, das eine Verbrennung zwischen dem Leuchtgas und dem Luftsauerstoff einleitet, die zur Entflammung führt. Schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte Döbereiner diese Eigenschaft entdeckt; er fand, daß Wasserstoff sich an der Luft entzündete, wenn er mit Platinmohr, das ist sehr fein verteiltes Platin, in Berührung kam. Er konstruierte eine Zündmaschine, die aus einem Behälter bestand, in dem Wasserstoff entwickelt wurde. Der Wasserstoff entwich durch eine spitze Röhre, traf auf Platinmohr, das vor der Öffnung befestigt war und entzündete sich. So konnte man rasch Feuer anmachen. Noch eine Unzahl anderer Reaktionen ließen sich anführen, in denen das Platin eine gleichfalls sehr merkwürdige Rolle spielt. Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, sich mit diesem Körper in folgendem etwas näher zu befassen.

Unter Edelmetallen versteht man im gewöhnlichen Leben Silber und Gold. Edel sind diese Metalle, weil sie an der Luft sich nicht verändern und auch gegen andere chemischen Einwirkungen ziemlich widerstandsfähig sind, jedenfalls viel widerstandsfähiger, als die anderen bekannten und verwendeten Metalle wie Eisen, Kupfer und Nickel. Das Platin und die ihm verwandten Metalle, vor allen Palladium und Iridium können aber den Namen „Edelmetalle“ noch in weit größerem Maße für sich in Anspruch nehmen, da sie noch weit widerstandsfähiger sind wie Gold und Silber; auch bezüglich der Haltbarkeit übertreffen sie diese Metalle. Die Widerstandsfähigkeit des Platins hat es zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für den Chemiker gemacht, der aus ihm Platintiegel und Platinschalen herstellt, in denen er dann seine Analysen und Versuche macht, wenn andere Materialien, wie Porzellan, zu sehr angegriffen werden. Besonders wichtig ist auch die Eigenschaft des Platins, erst bei sehr hohen Temperaturen zu schmelzen, so daß man die aus ihm gefertigten Gegenstände sehr starker Hitze aussetzen kann, ohne daß sie schmelzen. Der Schmelzpunkt des Platins liegt bei 2000 Gr., also einer Temperatur, bei der Eisen, Nickel und Kupfer schon längst in den dünnflüssigen Zustand übergegangen und zum Teil verdampft sind. Silber und Gold erleiden das gleiche Schicksal. Iridium schmilzt gar erst bei 2500 Gr., während Palladium etwas niedriger, aber immer noch höher als die anderen Metalle schmilzt. Der hohe Schmelzpunkt wäre für die Verarbeitung des Platins ein großes Hemmnis, wenn es nicht schon in der heißen Rotglut weich, schweißbar und walzbar würde, sich also leicht verarbeiten läßt.

Die erste Nachricht über das Platin war im Jahr 1763 von Südamerika durch den Spanier Antonio de Ulloa nach Europa gebracht worden. Er nannte das silberweiße Metall Platina, ein Wort, das die Verkleinerungsform von Plata (spanisch = Silber) ist. Wollaston fand im Jahre 1803 in den Platinerzen noch zwei dem Platin verwandte Metalle, Palladium und Rhodium, von denen das letztere seinen Namen von der rosigen Färbung seiner Salzlösung hat. Tennant entdeckte 1804 das Iridium und Osmium und endlich Claus im Jahre 1845 das letzte der Platinmetalle, das Ruthenium. Die wichtigsten dieser Metalle sind die schon oben erwähnten Platin, Palladium und Iridium. Neuwieding ist auch Osmium in erheblicher Weise zu gewerblicher Verwendung gelangt, da aus ihm die Glühfäden der elektrischen Osmiumlampe hergestellt werden. Alle diese Metalle zeichnen sich auch durch ihr hohes spezifisches Gewicht aus. So wiegt ein Würfel aus Platin 1mal soviel wie ein gleich großer Würfel aus Gold, etwa 2mal soviel wie ein Würfel aus Blei oder Silber, 3mal soviel wie ein Stahlwürfel, 5mal soviel wie ein Würfel aus Aluminium, 12mal soviel wie ein solcher aus Magnesium und endlich 21,5mal soviel wie ein Würfel aus Wasser. Osmium ist noch schwerer als Platin. Infolge ihres hohen Schmelzpunktes dehnen sich diese Metalle bei den geringen Temperaturschwankungen unserer Atmosphäre nur wenig aus und ziehen sich nur wenig zusammen. Bekanntlich dehnen sich alle Körper beim Erwärmen aus, um sich beim Erkalten wieder zusammenzuziehen. Daraus beruht ja die Verwendung des Quecksilbers oder des Alkohol im Thermometer. Als darum die französische Regierung das Urmass für unser Längsmasssystem festlegen wollte, da schlug der mit der Auffindung eines geeigneten Materials beauftragte Debille, ein sehr berühmter Chemiker, der sich in hervorragender Weise mit dem Platin und den verwandten Metallen beschäftigt hatte, eine Legierung aus 90 Teilen Platin und 10 Teilen Iridium vor, aus der dann auch der in Paris noch heute als Urmass aufbewahrte Meterstab hergestellt wurde.

Ein Blick auf die Gewinnung des Platins und seine Geschichte ist nicht minder interessant.

Wie schon erwähnt, wurde es von einem Spanier Antonio de Ulloa zuerst in Amerika entdeckt und bis ums Jahr 1810 wurde alles Platin in Neu-Granada gewonnen. Bald stellte es sich heraus,

daß das Platin außerordentlich verbreitet ist, daß aber die Mengen, die gefunden werden, meistens nur sehr gering sind. So findet sich Platin in Südamerika auch in Nordamerika, in ganz Europa und Australien. Das bedeutendste Platinvorkommen jedoch, welches für die weiteren Schicksale ausschlaggebend wurde, ist das am östlichen Abhang des Ural, welches gelegentlich einer Forschungsreise, die Alexander von Humboldt in Gemeinschaft mit G. Rose und Ehrenberg 1819 machte, entdeckt wurde. Anfangs wurde das Platin als eine lästige Beimengung des in jenen Gegenden gefundenen Goldes angesehen. Das änderte sich, als im Jahre 1825 die russische Regierung zur Geldprägung aus Platin schritt. Sie prägte in diesem und in den nächsten Jahren 1 873 700 Stück zu 3 Rubel, 14 800 Stück zu 6 Rubel und 3500 Stück zu 12 Rubel. Ein Rubel entsprach damals 3,45 Gramm Platin. Nach 17 Jahren jedoch schon kam die russische Regierung von dieser Prägung wieder ab, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ihr das Platinsilber nirgends abgenommen wurde. Nun kam eine Zeit der völligen Entwertung der Platingruben, da man keinerlei Verwertung für das Metall hatte. Im Jahre 1857 waren es zwei englische Unternehmer, namens Johnson und Matthey, die einen großen Teil der Gruben und zwar die ausgiebigsten zu einem annehmbaren Preise kauften. Auch heute liegt die Platinproduktion und der Platinverkauf zum größten Teil in Händen dieser englischen Firma, der sich als nicht unwichtiger Konkurrent vor allem eine deutsche Firma Heräus in Hanau beigelegt hat. Trotz des Anlaufes von Johnson und Matthey ging das Platin weder, was seine Produktion noch was seinen Preis anbelangt, ruhigen Zeiten entgegen. So war die Menge des im Ural gewonnenen Platins, welches etwa neun Zehntel der Weltproduktion ausmacht, vom Jahre 1886 an folgende: 1886 4241 Kilogramm, 1887 4419, 1888 2717, 1889 2635, 1890 1845, 1891 4226, 1896 4816, 1898 5696, 1901 6373 Kilogramm. Noch gewaltigeren Schwankungen war der Preis ausgesetzt. Er betrug im Jahre 1825, dem Beginn der Geldprägung, 302 R. pro Kilogramm. Im Jahre 1828 stieg er auf 494 R., um im Jahre 1843, dem Ende der Geldprägung, ein vorläufiges Maximum von 623 R. zu erreichen. Bei dem Auftreten der englischen Käufer war es etwa auf den Preis von 200 R. herabgesunken und zeigte für die kommenden Jahre folgende Preisbewegung: 1868 209 R., 1880 390 R., 1889 1000 R., Anfang 1890 2000 R., 1892 750 R., 1901 1375 R., 1902 2000 R., 1904 2436 R., im Januar 1906 2886 R., Anfang Oktober 3925 R., Ende Oktober 4445 R. Man sieht aus diesen Zahlen, wie ungeheuerlich die Preisschwankungen gewesen sind, die einerseits auf wüste Spekulationen, andererseits auf plötzliches Abflauen der Nachfrage und die dadurch bedingte Ueberproduktion zurückzuführen sind. Jetzt ist das Platin doppelt so teuer als Gold! Für einen Rationalökonom dürfte es eine dankbare Aufgabe sein, an diesem verhältnismäßig einfachen Schulbeispiel die Wirkungen von Spekulation, Ueberproduktion und Nachfrage auf die Preisbewegung zu studieren. Heute liegen die Verhältnisse auf dem Platinmarkt derart, daß die Nachfrage auch nicht annähernd gedeckt werden kann und sich Heräus in Hanau veranlaßt gesehen hat, seine Käufer dringend zu bitten, alle nicht unumgänglichen Aufträge auf später zurückzustellen.

Ueber die Gewinnung des Platins braucht nur wenig gesagt zu werden. Man macht sich seine große Schwere zunutze, die es beim Auswaschen von Platinförner führenden Sand in den Waschgefäßen zurückhält. Der Sand der Platin führenden Flüsse wird durch Baggermaschinen — Draga genannt — vom Boden der Flüsse heraufbefördert und ausgewaschen. Die Gewinnung ist deshalb ziemlich einfach; eine Erzarbeitung, wie z. B. bei der Gewinnung des Eisens, ist nicht nötig, da das Platin immer in gediegenem Zustande, nur vermischt mit den ihm ähnlichen Begleitmetallen, auftritt. Die Trennung von den ihm verwandten Metallen ist ziemlich kompliziert und erfolgt in den Affinerien, die sich sämtlich außerhalb Rußlands, vor allem in Deutschland, Frankreich und England befinden. Charakteristisch für die russischen Zustände ist es, daß auf dem Markte immer ungefähr 20 Proz. mehr russisches Platin erscheint, als offiziell abgebaut wird. Diese 20 Proz. werden während des Abbaues gestohlen und dann verkauft. An dem Diebstahl werden wohl nach echt russischer Art nicht nur die Arbeiter, sondern vor allem die Beamten beteiligt sein. Dr. O. L.

Kleines feuilleton.

Hexenglaube und Psychiatrie. (Nachdruck verboten.) Die moderne Wissenschaft von den Geisteskrankheiten ist sich darüber einig, daß die sogenannte Besessenheit, die gerade unter diesem Namen in den neuesten psychiatrischen Werken, ganz besonders in den französischen unter der Bezeichnung „Obsession“, der Gegenstand eingehendster Untersuchung ist, gar nichts anderes als eine besondere Form der schweren Hysterie darstellt. Diese Krankheit wurde im Mittelalter und noch im Anfang der Neuzeit entweder für Besessenheit oder für ein besonderes Zeichen der Hexen erklärt. Dabei gab es noch im 14. Jahrhundert eine Art erlaubter Hexerei, die sogenannte weiße Magie, im Gegensatz zur schwarzen, der gemeinen Hexerei. Erstere hatte ihre Lehrstühle auf verschiedenen Universitäten, unter denen besonders die zu Krakau und Salamanca einen großen Ruf genossen. Durch ein besonderes Dekret des Rektors der Pariser Universität, des Sorbonne, Peter Lombardus,

wurde aber im Anfange des 14. Jahrhunderts die Fakultät der Theologie, welche wahrscheinlich nicht wenige Keime der später aufblühenden Naturwissenschaft in sich barg, unterdrückt.

Die mittelalterlichen Standesanschauungen bezeichnet nun nichts besser, als dieser Unterschied zwischen hoher und niederer Hexerei. Es ist notorisch, daß fast alle jene Unglücklichen, die man scharrenweis der Folter und dem Scheiterhaufen überließ, den unteren Volksklassen und von ihnen wieder vorzugsweise dem am meisten hilflosen weiblichen Geschlecht angehörten. Von angeforderten vornehmen Frauen oder Mädchen gibt es kaum ein Beispiel. Die Schwestern des Bischofs von Lübeck wurden zwar peinlich verhört, aber nicht verurteilt.

Es waren alles Geistesranke, welche den eigentlichen Typus der Hexen darstellten. Geistesranke bildeten den Mittelpunkt der Hexenprozesse wie der Teufelsaustreibungen. Ueberall finden sich dieselben Bekenntnisse, die eine zu genaue Uebereinstimmung mit den täglichen Aeußerungen Gemütskranker haben, als daß sie nicht unbedenklich als solche bezeichnet werden müßten. Dieselben Selbstbeschuldigungen, dieselben Wünsche nach einem schrecklichen Ende, was man ihnen nur zu bereitwillig gewährte, genau dieselben Sinnesstörungen und schließlich zur Vervollständigung des Bildes eine Reihe körperlicher Krankheitserscheinungen. Die geängstigten Gemüter standen damals so gut wie heute unter der Herrschaft der herrschenden Vorstellungen der Zeit und reproduzierten diejenigen aus ihnen, welche ihren krankhaften Stimmungen entsprachen, als Selbstanklagen. Die Vorstellungen der Irren sind stets das Produkt der Zeit und der Umgebung und an sich gänzlich unwesentlich für den Charakter der Krankheit. Allerdings sind nach dem Aufhören der Hexenverfolgung die Dämonomanen, d. h. Geistesranke, die mit dem Teufel in irgend einer Weise in Verbindung zu stehen glauben, seltener geworden. Daraus folgt aber nichts weiter, als daß der früher herrschende Aberglaube keinen nachhaltigen Einfluß mehr in dem Kreise ausübt, welchem die Irrenanstalten angehören. Aber so wie der menschliche Organismus wesentlich derselbe geblieben ist, so äußert er auf schädliche Einflüsse wesentlich dieselben Symptome. Wir haben in zahlreichen Geisteskranken genaue Wiederholungen der Besessenen und Hexen. Aber gleich diesen stehen unsere Kranken in Bezug auf ihre Vorstellungen unter den herrschenden Ideen des Zeitalters. Magie, Magnetismus und Elektrizität, Verschwörungen und politische Verfolgungen haben die Rolle der bösen Geister übernommen.

Der Kampf gegen den Hexenglauben wird schon seit etwa drei Jahrhunderten geführt, ohne daß die Wissenschaft schon auf der ganzen Linie gesiegt hätte. Einer der ersten Vorkämpfer der Psychiatrie gegen den Hexenglauben war der Hamburger Arzt Johannes Weizer, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in einem medizinischen Werk mit entschlossener Wärme für die Verfolgten in die Schranken trat. Das Buch wurde auch ins Englische übersetzt und König Jakob I., der unermüdlige Verteidiger gelehrten Aberglaubens, ließ die Uebersetzung durch die Scharfrichter verbrennen. Es sind kaum anderthalb Jahrhunderte verstrichen, daß die Superiorin Maria Renata zu Würzburg enthauptet und dann verbrannt wurde, weil sie die übrigen Nonnen ihres Klosters zu überzeugen suchte, daß es keine Besessenen und keine Hexen gäbe. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, also vor gar nicht so langer Zeit, wurden in der Anstalt des württembergischen Pfarrers Blumhard mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung Teufel ausgetrieben. Dasselbe geschieht übrigens heute noch in einer nicht geringen Anzahl pietistischer Gebetsheilstätten, besonders in der Schweiz.

Nur der dauernde Aufschwung, in welchem die Psychiatrie in fast allen zivilisierten Staaten begriffen ist, gibt eine sichere Bürgschaft dafür, daß nach und nach jeder Mißbrauch unmöglich gemacht wird, den man zum Schrecken der Welt mit den Geisteskranken getrieben hat und in geringerem Maße auch heute noch treibt.

Dr. Dornblüth.

Literarisches.

Ein Münchener Aker München. Ohne daß der ängstliche Verleger vorher den Münchener Staatsanwalt gebeten hätte (wie er es mit Wahrs „Wien“ gemacht), verhängliche Stellen gütigst auszumergen, ist vor einigen Tagen im Verlage Karl Krabbe in Stuttgart Josef Ruederers Buch über München erschienen. Es ist das erste in der Sammlung: „Städte und Landschaften“, die Leo Greiner herausgibt. In Ruederers „München“ steht nichts über offizielle Vergnügungsorte, Verkehrsmittel, Hotels, Konsulate, Behamminstitute, Desinfektionsanstalten, Totengräber und andere Sebenswürdigkeiten. Das Buch ist vielmehr eine mit viel Temperament, trockenem Erasmus und bissiger Satire gewürzte Abrechnung, die ein Eingeborener mit seiner Heimatstadt hält. Der Dichter der „Fahnenweihe“ und der „Morgenröte“ liebt sein München, dem er so tapfer den Spiegel all' seiner Sünden, Dummheiten, Eitelkeiten, ja Gemeinheiten vorhält, aber er ist nicht süßlich und sentimental genug, ein sogenanntes Helmbuch über die Stadt München und ihre Bewohner zu schreiben. Nein, ein Sittenpiegel des Münchener der letzten fünfzig Jahre, ehrlicher und berber Art, ist mit leichter Mühe aus den neun Kapiteln zusammenzusehen, und wer in dem Spiegel zu lesen versteht, wird eine scharfsinnige und geistvolle Analyse des öffentlichen und geistigen Lebens der Farstadt finden, mit vielen Lichtern und den nötigen Schlagschatten. Und er wird in Zukunft mitreden können über die charaktervolle süddeutsche Bier- und Kunstmetropole, die

schon so viele unberufene Urteile von „Nordlichtern“ und „Hinein-
geschmecken“ erfahren hat.

Und eben die Spiegelung der Atmosphäre von Münchener
Dingen und Personen in der kernhaften Kuebererischen Eigenart macht
das Buch so interessant, so bedeutend. Man wird nicht fehlgehen,
wenn man unter den modernen Schriftstellern, die die oberbayerische
Art in realistisch-weiße dichterisch festzuhalten versucht haben,
Kueberer wegen seiner ungetrübten Sachkenntnis und seiner
Darstellung, die von aller ästhetisch-literarischer Spielerei im Stil
frei, frischweg von der Leber redet und ohne Gefäßigkeit das bittere
Tränkelein Wahrheit zu brauen versucht, die Palme reicht.

Zu den köstlichsten Partien des Buches gehören die Porträts der
Bürgertypen. Die Herren Maier oder Meier, Huber oder Kueber,
Müller oder Miller, wie sie nun heißen, die mit 45 Jahren ihr
Geschäft verlaufen haben, 100 000 M. in vierprozentigen Staats-
papieren auf der Hypothekbank liegen haben, eine Jagd auf Hühner
und Hasen bei Dachau besüßen und nun in prozesshaftem Dünkel
ihres Existenzwertes in den „Kunstverein“ (genannt das Kunstspital),
dann aber auf den Salvatorsteiler gehen, dieweil die Gattin ihr
„tiefes Bedürfnis nach Ruhe in Gesellschaft eines Herrn der besseren
Stände zu befriedigen sucht“: diese vorzeitigen Pensionisten aus dem
dummpfeifen dunkelsten Mittelstand, von denen München auch heute
noch wimmelt, sie stehen in ihrer ganzen banausischen, ideallosen
Korpulenz leibhaftig vor uns.

Die königlich bayerische Monumental-**Bau-
kommission!** Die sieht bei Aufnahme neuer Mitglieder weniger
auf Talent, vor allem auf unbedingte Verlässlichkeit. Unter aktiven
Mitgliedern versteht sie die eigentlichen Leiter und Macher, vor
denen die Türen in allen Ministerien aufstiegen, unter passiven jene
Beamten, die eine freundschaftliche Regierung als zu allem nicken-
de Weisheit der Form halber abgeordnet hat. Ob aber ordentlich oder
außerordentlich, immer vertreten die Mitglieder jenen Typus, der in
München zur höchsten Blüte gelangt ist und unter dem Namen der
„Spezl“ eine weite Verühmtheit erlangt hat. Es gibt unter diesen
Spezln verschiedene Abarten, den Jagdspezl, Kunstspezl, Premierens-
spezl, Prozentspezl, Aktienpezl, Kritik- oder Redaktionspezl. Das
gemeinamte Banner, unter dem gesiegt wird, ist der bayerische
Patriotismus.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ und Scherl.
„Die Münchener können ohne die „Neuesten“ (das Leib- und Wagen-
blatt des Münchener Spezlers ohne Ansehen von Religion, Partei
und „Bildung“) ebenso wenig leben und denken, wie es die „Neuesten“
bis jetzt ohne sie fertig gebracht haben. Jede Konkurrenz hat da
vergebens gearbeitet. Die Zentrumspartei hat sich mit verbissener
Mut den Stierkopf eingerannt, die Sozialdemokraten motierten sich
ohne jeden Erfolg (das stimmt nicht so wörtlich, D. Red.), die Geis-
tlichkeit suchte aufklärend zu wirken: die „Neuesten“ sind nicht aus
dem Sattel zu heben. Vielleicht daß der nordische Scherl, dieser
Wampyr in Inferatengefäßt, jetzt festen Fuß faßt, drei Jahre lang
die „Allgemeine Zeitung“ unkonst liefert und jedem ein Ditttergut
zusichert, der dort frische Anguilotti anzeigt.

So köstlich frisch im Ton geht es weiter, über Bürger und
Dichter, Maler, Tänzerinnen, Spekulant, Lenbach und Postart,
Wagnerindustrie, Maianächten, Peter Schlemihl und den teutsch-
nationalen Vater der „Jugend“. Es weht Hochlandluft, Alpenhauch
durch das Buch, jene Luft, so köstlich, so frisch, daß man hinein-
beihen könnte ins Angewisse, daß man fressen möchte, bis man
nimmer genug hat. Mag der Landtag den letzten Groschen nur
noch für Feingabeln oder Rosenkränze verwenden, mag die bayerische
Regierung noch so fromm werden — diese Luft können sie alle zu-
sammen nicht umbringen. Und der Polyp im Norden mit den großen
Kangarmen kann sie nicht nachmachen.

Kulturgegeschichtliches.

Eine ehrwürdige astronomische Uhr, die aus dem
vierzehnten Jahrhundert stammt, also auf ein Alter von rund sechs-
hundert Jahren zurückblicken kann, ist durch einen merkwürdigen
Zufall in England zutage gekommen und jetzt wieder erneuert und
zu Ehren gebracht worden. Sie gehörte ursprünglich zu der be-
rühmten gotischen Kirche von St. Maria von Ottery in Davon-
shire, war aber dort seit langem verschwunden, bis sie sich inmitten
eines großen Schutthaufens wiedersand. Auf den Pfingstmontag
war eine besondere Feierlichkeit zur neuen Einweihung der Uhr
angesezt worden, wozu der Bischof von Exeter geladen war. Die
Eigenschaft, die den modernen Menschen heute am sonderbarsten
an dieser Uhr berühren muß, beruht darauf, daß sie noch nicht nach
dem kopernikanischen, sondern nach dem alten ptolemäischen Welt-
system eingerichtet ist, das noch die Erde als Weltmittelpunkt be-
trachtete. Dies Verhältnis kommt auf dem Zifferblatt zum Aus-
druck, wo die Erde als eine dunkle Kugel im Mittelpunkt steht.
Der Mond dreht sich in dem nächstäußeren Ring und zeigt seine
verschiedenen Phasen von Tag zu Tag, während jeder synodischen
Periode von 29 1/2 Tagen. In dem äußersten Zahlenkreis, der in
24 Teile geteilt ist, zeigt die Sonne als ein goldener Wall die
Stunden von Tag und Nacht an. Die Mittagszeit liegt an der
obersten Stelle des Zifferblatts. Ein goldener Stern zeigt außer-
dem auf einem inneren Zahlenkreis das Alter des Mondes an.
Es gibt im westlichen England noch vier Uhren aus dem vierzehnten
Jahrhundert, aber außer der beschriebenen ist nur noch eine mit
dem ursprünglichen Werk erhalten. Die Uhr von Ottery ist wahr-

scheinlich rund 280 Jahre vor der Erfindung des Pendels her-
gestellt worden.

Notizen.

Im Schiller-Theater N (Friedrich Wilhelmstädtisches
Theater) findet die für Sonnabend geplante Erstaufführung von
„Drei Paar Schuhe“ bereits am Freitag, den 31. Mat, statt.

— Grabbes unaufführbare Grotteske „Scherz, Satire,
Fronie“ wurde von der Dramatischen Gesellschaft im Münchener
Schauspielhaus nach langem Tode zu vorübergehendem Wähnenleben
erweckt.

— Bonn und kein Ende. Der Verlag D. Dreher u. Co.,
gegen den Direktor Bonn eine Verächtigung veröffentlichte, hält seine
Anschuldigungen gegen Bonn aufrecht. Danach ist die Weiter-
aufführung des „Staatsanwalt Alexander“ doch von der Herausgabe
der Broschüre „Der Meuchelmord an Ferdinand Bonn“ abhängig
gemacht worden und nicht wegen der schlechten Kassentrappote unter-
blieben. Auch soll der Bureauchef, der im Namen Bonns, die
50 Aufführungen garantierte, autorisiert gewesen sein und — jetzt
kommt endlich der Humor zu seinem Recht — von dem entzückten
Bonn nur zum Schein entlassen worden sein. Denn nach drei Tagen
hatte Bonn sich wieder rühren lassen. Da eine Klage Bonns in
Auszicht steht, begnügen wir uns mit diesem vorläufigen Abschluß
dieser kleinen Komödie. Herr Bonn sollte statt „Sherlock Holmes“
sich und seine eigenen Abenteuer dramatisieren.

— Das seelische Gleichgewicht der Wiener muß
einer argen Gefahr ausgesetzt sein. Wenigstens nach den zahlreichen
Depeschen und Korrespondenzen zu urteilen, die täglich die wachsende
Beunruhigung auch in andere Gebiete zu tragen berufen sind. Der
Hofoperndirektor Mahler möchte sein Entlassungsgesuch einreichen.
Darauf wird nun ein Gegender angestimmt, als ob die Menschheit
nicht mehr länger existieren kann. Und dabei ist noch nicht einmal
festgestellt, was an dem Gerüchte dran ist. Die ins maßlose ge-
stiegene Ueberhäufung und der Affenkultus der ausführenden Künstler
ist ein bedenkliches Zeichen der Deliranz.

— Linné als Vorläufer Darwins. Auf der Linné-
feier in Upsala hielt Ernst Häckel eine Rede, in der er Linnés
Bedeutung für die Einreihung des Menschen in das Natursystem
hervorhob. Häckel führte aus:

Linné hat zuerst klar und bestimmt die große Frage beantwortet,
die erst vor fünfzig Jahren durch Charles Darwin in den Vorder-
grund aller wissenschaftlichen Diskussionen gestellt worden ist und
die sein geistreicher Freund Thomas Huxley 1862 mit Recht als
„die Frage aller Fragen“ bezeichnet hat — das damalige
Problem „von der Stellung des Menschen in der Natur.“ Auf
zwei Folioblättern der ersten Ausgabe seines „Systema Naturae“
(Natursystems) (1735) hat Linné seine 24 Klassen des Pflanzenreichs
begründet, auf zwei anderen Folioblättern die sechs Klassen des
Tierreichs. Da steht oben die erste Klasse der warmblütigen
vierfüßigen Tiere, die er Quadrupedia (Vierfüßler) nannte, später
Mammalia (Säugetiere). Diese Klasse der Säugetiere teilte er in
fünf Ordnungen. Die erste und höchste nannte er Anthromorpha,
Tiere von Menschengefäßt; er vereinigte darin Menschen, Affen und
Faultiere. Später nannte Linné diese Ordnung Perrentiere
(Primates). Der ersten Gattung: Mensch, legte er den bezeichnenden
Charakter bei „Nesoco to ipsam“ („Erkenne dich selbst!“). Ich glaube,
diese wenigen Worte sind höchst bezeichnend für die Schärfe der
Beobachtung, die Klarheit des Urteils und die Tiefe der Erkenntnis
des großen Naturphilosophen.

— Die Auswanderung der europäischen Kunst.
Die amerikanischen Milliardäre haben als vorläufigen Sport neben
den Bibliothek- und Universitätsgründungen den Ankauf europäischer
Kunstsammlungen eingeführt. Besonders Bierpont Morgan von
Stahlcrusts Gnaden übt sich in dieser Kunst. Da die europäischen
Großkapitalisten, die Deutschen schon gar nicht, für dergleichen noch
nicht gern Geld ausgeben, so wandert eine Sammlung nach der
anderen ins gelobte Land des Dollars. Unsere Enkel werden euro-
päische Kunstgeschichte in — Amerika studieren können. Morgans
legte Beute wurde die sehr reichhaltige kunstgewerbliche
Höntschel-Sammlung, die er für eine Million Dollar aus
Frankreich erwarb.

— Eine Forschungsreise nach den Aläuten ist von
den Vereinigten Staaten aus aufgebrochen. Teilnehmer sind drei
Gelehrte aus Boston und St. Francisco. Die Aläuten sind die
merkwürdige Inselreihe, die von der äußersten Westspitze von Alaska
in den nördlichen Stillen Ozean sich erstreckt und westwärts eine
Verbindung mit der Halbinsel Kamtschatka und weiterhin mit der
zu Japan gehörigen Inselgruppe der Kurilen herstellt. Man zählt
in den Aläuten 69 Vulkane, von denen einer im letzten März einen
Ausbruch gehabt haben soll. Auch ist berichtet worden, daß dort
eine neue Insel aus dem Meere aufgetaucht ist. Auf Grund dieser
Nachrichten will nun die jetzt unterwegs begriffene Expedition die
vulkanischen Verhältnisse der Inselgruppe sowie das etwaige Auf-
treten von Erdbeben und deren Verbreitung untersuchen.